

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 151. Bromberg, den 6. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte
von Leo Perutz und Paul Frank.

(4. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die Schauspielerin hatte den Arzt bisher nicht beachtet. Jetzt erst hatte sie die Fütterung des Pferdes beendet und warf dem Lakaien die Zügel zu. Dabei fiel ihr Blick auf Dr. Kircheisen, der sich leicht vor ihr verbeugte. Erstaunt sah sie ihn an.

„Ich bitte um Vergebung, mein Fräulein," sagte der Arzt. „Wenn ich Sie heute hier empfange."

„Wo ist denn der Felix . . .?" fragte sie ungeduldig. „Wo ist der Baron?"

„Das ist es ja eben . . . Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle. Dr. Kircheisen . . . Ich bin Arzt."

„Melitta Ziegler. Mitglied des Burgtheaters."

„Sehr erfreut, meine Gnädige. Der Herr Baron hat mich zu sich rufen lassen . . ."

„Es ist doch um Himmels willen nichts passiert?" rief die Schauspielerin.

. . . Donnerwetter — dachte der Arzt. . . . Ordentlich blaß ist sie geworden. Die scheint sehr besorgt um ihn zu sein, oder sie spielt glänzend Theater . . .

„Nur eine Kleinigkeit. Nichts von Belang," gab er zur Antwort.

Die Hand der Schauspielerin haschte nach seinem Arm. „Es ist ihm etwas zugestoßen!" schrie Melitta Ziegler verzweifelt. „Er ist krank! Was fehlt ihm? Sprechen Sie doch, Herr Doktor."

„Ein kleiner Unfall beim Reiten. Er ist vom Pferd gestürzt," sagte der Arzt zögernd, denn diese Lüge klang ihm allzu unwahrscheinlich und es kostete ihn Überwindung, sie über die Lippen zu bringen.

Doch — wie sonderbar. Melitta Ziegler schien ihm zu glauben. Daß der hinfällige, alte Herr sich unmöglich auch nur eine Sekunde lang im Sattel halten konnte, das schien ihr ganz und gar nicht einzufallen.

„Er ist verletzt! Er ist gefährlich verletzt!" Ihre Stimme zitterte.

„Aber gar nicht. Verletzt ist er überhaupt nicht", beruhigte sie der Arzt. „Nur ein kleiner Nervenchock, das ist alles."

Die Hand ließ ihn los. Der Arm fiel schlaff herab.

„Gott sei Dank!" flüsterte sie und lehnte sich gegen das Torgitter. „Jetzt kommen Sie, Doktor. Ich will zu ihm. Wie ist das Unglück geschehen?"

. . . Du lieber Gott! . . . dachte der Arzt. . . . Ja, wie ist das Unglück geschehen? . . . Wenn ich's nur selber wüßte. Aber irgend etwas muß ich ihr doch erzählen! Ich hab's schließlich dem Baron versprochen . . .

„Ja, . . . also gestern abend!" begann er seinen Bericht, und gleich darauf sprach er fließend, denn er hatte sich rasch irgendeine Art von Reitunfall zurechtgelegt. „Zu Anfang der Allee soll's gewesen sein. Die Straßenlaterne brannte nicht."

„So eine Wirtschaft!" rief die Schauspielerin. „Diese Wiener Verwaltung! Als ob jemals irgend etwas in Ordnung wär'."

„Wie der Unfall eigentlich geschehen ist, weiß ich nicht. Es scheint, daß das Läuten eines Radfahrers das Pferd so erschreckt hat. Dieser Radfahrer hat, als er herankam, den Herrn Baron auf der Erde liegend in leichter Ohnmacht gefunden. Er ist dann rasch ins nächste Kaffeehaus gefahren, um nach einem Arzt zu telephonieren. Das war aber nicht nötig, da ich zufällig in dem Kaffeehaus gesessen bin. Ich hab' den Herrn Baron schon bei Bewußtsein gefunden — ein paar Hautabschürfungen und ein leichter Nervenchock, das war alles. Morgen wird er sein Zimmer wieder verlassen können."

„Bitte, führen Sie mich jetzt zu ihm! Er liegt im Schlafzimmer?"

„Nein, in seinem Arbeitszimmer. Ich muß Sie aber aufmerksam machen, daß der Patient strengste Ruhe nötig hat."

„Dann ist es also doch gefährlich! Hat er nicht nach mir verlangt? Warum hat man mir nicht sofort telephoniert? Noch gestern abend!"

„Das war wirklich nicht notwendig. Es lag kein Anlaß vor, Sie in Unruhe zu versetzen. Es ist bestimmt nichts Ernstes."

„Dann lassen Sie mich zu ihm!"

„Gewiß, wenn Sie das beruhigt. Eine Unterredung von fünf Minuten kann ich Ihnen gestatten, wenn Sie mir versprechen, alles zu vermeiden, was den Herrn Baron aufregen und seinen Zustand verschlimmern könnte."

„Natürlich! Ich verspreche es Ihnen, Herr Doktor!"

An der Tür des Pseudo-Krankenzimmers verabschiedete sich Dr. Kircheisen von der Schauspielerin. Er wollte inzwischen noch ein wenig nach dem Kranken schauen, sich die Sicherheit verschaffen, ob er das Haus auf eine oder zwei Stunden verlassen könnte, denn er hatte allerlei aus seiner Wohnung zu holen. Leise trat er an des Inders Bett. Ulam Singh lag bewegungslos und schlief. . . . Das ist kein ungünstiges Symptom . . . sagte er sich. . . . Solange er nicht deliriert, ist wohl keine unmittelbare Gefahr. Das ist eigentlich etwas sehr Merkwürdiges, dieser gewaltige, beinahe heroische Kampf des menschlichen Körpers gegen das attackierende Gift. Freilich, in diesem Fall ist der Kampf vergeblich: das Gift wird Sieger bleiben. Aber bis dahin: alle Wechselfälle des Krieges zwischen Gift und menschlichem Körper: Langsames Vordringen des tückischen Feindes, zähe Verteidigung, der jähe Versuch einer raschen Überrumpelung — abgewiesen für den Augenblick! Jetzt herrscht so etwas wie ein Waffenstillstand: Ulam Singh schläft.

Dr. Kircheisen sah auf die Uhr: . . . Die fünf Minuten sind um . . . Jetzt muß ich die beiden stören; sie wird ungehalten sein. Sie scheint ihn wirklich und aufrichtig gern zu haben, den alten Mann. Wie sie erschrocken war, und wie ängstlich besorgt. Dieses blühende Geschöpf liebt den grauhaarigen, hinfälligen Greis, der ihr Vater, wenn nicht gar

hr Großvater sein könnte! Frauen sind oft schwer verständlich in ihren Neigungen . . .

Er klopfte an die Tür des Arbeitszimmers. „Herein!" antwortete ihm die Stimme der Schauspielerin. „O, Sie kommen schon, mich zu holen. Ja, was ist Ihnen denn, Herr Doktor! Kommen Sie doch herein! Wovor fürchten Sie sich denn?"

Dr. Kircheisen war erstaunt zurückgeprallt und ganz verwirrt in der offenen Türe stehen geblieben. Das Zimmer war von tiefer Finsternis erfüllt. Vergeblich versuchten die Augen, irgendeinen Gegenstand auszunehmen. Nur durch die offene Tür, in der Dr. Kircheisen stand, fiel jetzt ein breiter Lichtstreifen und ließ Helligkeit in einen kleinen Teil des Zimmers fallen.

„Aber so schließen Sie doch die Tür!" hörte der Arzt die Stimme des Barons. „Sie haben mir doch selbst die Dunkelheit verordnet!"

. . . Ich habe ihm gar nichts verordnet, . . . dachte der Arzt, zog die Tür hinter sich zu und stand ein wenig betäubt im Dunkeln.

„Ja, mein Kind, ich kann dir nicht helfen!" ertönte jetzt wieder die Stimme des Barons und man merkte ihm an, daß er zu scherzen bemüht war. „Der Herr Doktor ist streng. Wir müssen ihm folgen."

„Aber ich darf doch nachmittags wiederkommen?" fragte die Schauspielerin.

„Ich möcht's ja so gern!" klagte der Baron. „Aber der Doktor erlaubt's nicht!"

„Aber morgen doch? Morgen um diese Zeit."

„Morgen . . ." wiederholte der Baron und machte eine lange Pause. „Ja, wir wollen hoffen, daß morgen alles vorbei ist. Und nun leb' wohl, mein Kind!"

„Darf ich jetzt bitten, gnädiges Fräulein?" sagte der Arzt und öffnete die Tür so weit, daß er und die Schauspielerin das Zimmer verlassen konnten. Melitta Ziegler schloß die Augen und hielt die Hand wie einen schützenden Schirm vor. „Wie das Licht blendet . . ." sagte sie. „Weshalb haben Sie das dunkle Zimmer angeordnet, Doktor? Sind denn die Augen auch in Mitleidenschaft gezogen?"

„Direkt eigentlich nicht . . ." antwortete der Arzt, der über das verdunkelte Zimmer selbst ganz erstaunt war. „Aber in derlei Fällen empfiehlt man gern absolute Dunkelheit, weil ihr zugleich meist eine vollkommene Ruhe assoziiert ist."

„O Gott, — lieber Herr Doktor — wenn nur alles rasch vorüberginge!"

„Wir wollen es hoffen, gnädiges Fräulein."

„Es scheint ihn doch tüchtig mitgenommen zu haben. Ich hab' ihn zwar nicht sehen können, aber seine Stimme klang ganz anders als sonst. Wie von einem ganz anderen Menschen, dacht' ich anfangs."

„Sie finden, daß seine Stimme ungewöhnlich oder verändert geklungen hat?" fragte der Arzt interessiert. „Wie die Stimme eines Fremden?"

„Beinahe, ja! Es muß doch keine Kleinigkeit sein, solch ein Nervenchock. — Sie wollen auch fort, Doktor?" fragte die Schauspielerin, als sie Hut und Stock in den Händen des Arztes sah.

„Ja, auf einen Sprung in meine Wohnung," gab der Arzt zur Antwort.

„Sie wohnen im ersten Bezirk? Aber, so fahren Sie doch mit mir, Herr Doktor! Bitte schön, ist mir ein Vergnügen . . . Keine Umstände . . . ich setze Sie ab, wo Sie wollen. In der Nähe Ihrer Wohnung oder auf der Ringstraße. Woran denken Sie denn eigentlich, Herr Doktor? Sie hören mir ja gar nicht zu!"

Dr. Kircheisen war allerdings wieder einmal gar nicht bei der Sache. Verzückt starrte er auf eines der Parterrefenster, aus dem eben die Baronesse geschickt wie ein Akrobat, lachend und übermütig auf einem ziemlich halbbrecherischen Wege in den Garten hinab jonglierte. „Schauen Sie nur, gnädiges Fräulein!" sagte Dr. Kircheisen und wies auf Gretl. „So ein Wildfang! So ein entzückender Tunichtgut!"

„Na ja!" sagte die Schauspielerin, die schon im Wagen saß, gleichmütig. „Wenn Ihnen das gefällt . . . Kommen Sie jetzt rauf zu mir. Es wird zwar ein bissel komisch aussehen, wenn die Dame kutschiert und der Herr daneben sitzt, aber das wird Sie hoffentlich nicht weiter genieren."

. . . Die Baronesse und ihre künftige Stiefmama scheinen wirklich nicht zu harmonieren . . . dachte der Arzt, als er neben der Schauspielerin die Allee hinunterfuhr . . . Wie wenn sie Luft wäre, so hat die Melitta Ziegler das arme Mädel behandelt. Die Stiefmutter, natürlich! Das alte Lied. Ein bissel eifersüchtig auf „Schneewittchen hinter den Bergen" . . .

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir die Geschichte in die Glieder gefahren ist!" sagte die Schauspielerin nach einer Weile. „Ich muß mich sofort niederlegen, wenn ich nach Hause komme. Dabei hab' ich morgen das Rautendelein zu spielen, mit einem neuen Heinrich noch dazu. Mit dem Lauterböck aus Düsseldorf — kennen Sie vielleicht den Lauterböck? Ein sehr talentierter Mensch . . . Nur ein bissel zu viel spucken tut er, wenn er in Feuer kommt . . . Sie entschuldigen schon, Herr Doktor, aber Sie haben keine Ahnung, wie unangenehm das für die Partnerin ist."

„Ich kann mir's vorstellen!" sagte der Arzt zerstreut.

„Sehr gescheit find' ich's von dem alten Philipp, daß er die Gretel rasch zur Schwester des Barons aufs Land geschickt hat. So hat man ihr wenigstens die Aufregung erspart."

„Wen hat man aufs Land geschickt?"

„Die Gretel, die Tochter meines Bräutigams."

„Ja, wer hat Ihnen denn das erzählt?" fragte der Arzt erstaunt.

„Na, Felix selbst natürlich. Der Baron."

„Daß er die Baronesse aufs Land geschickt hat?"

„Wer wird denn so einen Fratzen Baronesse nennen. Wir nennen sie untereinand' immer nur den „Spatzen". Ein herziger Kerl — ich bin ganz vernarrt in mein künftiges Töchterl! Dabei ist sie ein Spitzbub! Der Fratz hat mir vorigen Dienstag, als sie mit ihrem Vater bei mir zu Mittag war, eine Bürste ins Bett gelegt — ich hab's erst am Abend beim Schlafengehen gemerkt —"

„Aber die junge Dame, die vorhin aus dem Fenster geklettert ist, — war denn das nicht die Baronesse Gretel?"

„Wer?" fragte die Schauspielerin und verzog hochmütig die Lippen. „Aber was fällt Ihnen denn ein, wie kommen Sie auf so was? Das war doch nicht die Gretel! Die Person hab' ich zum ersten Male gesehen. Eine von den Domestiken vielleicht — ein Stubenmädchen oder so was."

Der Arzt schwieg. Ein Gedanke, der für einen Augenblick in ihm aufgetaucht war, als die Schauspielerin des Barons Stimme „eine von einem ganz anderen Menschen" genannt hatte, verdichtete sich plötzlich zu einem Verdacht. Darum also das dunkle Zimmer . . ., darum war das junge Mädchen in das Zimmer eingesperrt worden!

„Und jetzt werden wir ein bissel aufhören zu plaudern, weil wir auf die Mariahilfer Straße kommen und da muß man achtgeben beim Kutschieren, daß man keinen Pallawatsch anrichtet," sagte die Schauspielerin. „Wenn Sie aussteigen wollen, melden Sie sich gefälligst an, Herr Doktor. Und jetzt schaun wir, daß wir vom Tramwaygleise wegkommen, sonst schreibt uns noch ein Wachmann auf . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Künstliche Züchtung von Genies?

Von Erich Wildvang.

Wir züchten synthetische, also echte, aber dennoch nicht natürliche Edelsteine; wir gebrauchen synthetisches, also echtes, aber keineswegs natürliches Benzin; wir könnten ohne Eintritt der Preiskatastrophe für Rohstoffe heute auch schon synthetisches, also echtes, aber trotzdem nicht natürliches Gummi verwenden. Weshalb sollten wir nicht auch synthetische, also echte, wenn auch nicht natürliche Genies erzeugen? Diese Frage bewegt nicht nur die Gäste der immer noch vorhandenen Literatencafés oder der Intellektuellenecken in Weinstuben, sondern wird hoffnungsvoll auch schon in Familienkreisen von strebsamen Vätern und Müttern behandelt, die ihren Sprößlingen gern die Wege zur höchsten Leistung bahnen möchten. Ursache der Aufregung: Die spannenden Mitteilungen über neue Versuche der durch Steinach so bekanntgewordenen Biologenschule mit dem

Sekret aus Gehirnsubstanz. Die Wissenschaftler des Nachbarlandes erklären hoffnungsfreudig wie nur je, daß man sich auf dem Wege zu einem Mittel befinde, mit dem man Schwachsinn und Geistesschwäche zur Heilung bringen werde.

Aber heißt das schon, daß man aus Schwachköpfen auch Genies herstellen kann? Bisher erprobte man das Mittel im wesentlichen an den Schnapp-Reflexen der Frösche. Versuche mit den überschnapp-Reflexen der immer noch nicht ausgestorbenen Menschenart, die sich der Kennzeichnung Bohémien erfreut, sind noch nicht angestellt worden. Soweit Gehirnvorgänge durch Sekrete überhaupt beeinflußbar sind, möchte man heiß wünschen, daß die Eltern schwachsinniger und geistesschwacher Kinder nicht vergeblich eine Vorfreude kosten, die mit um so bitterer Enttäuschung enden könnte, je ausgiebiger sie war. Die Wissenschaftler, die Schwächezustände der Betätigung der Sinne und des Geistes für heilbar halten, werden vermutlich nun erst recht an die Forschungsarbeit gehen, um zu tatsächlichen Ergebnissen zu gelangen. Wenn die Gesunden jedoch eine Steigerung ihrer geistigen Leistungsfähigkeit von einem solchen Mittel erwarten, dann geht es ihnen nach der Meinung erfahrener Ärzte kaum wesentlich anders als bei ihren Versuchen, eine Leidenschaft ihrer Lieblingsgenies nachzumachen, um ihre geistigen Kräfte auf deren Höhe zu bringen.

Schon mancher legte sich faule Äpfel in die Ofenröhre und wartete auf die Inspiration, so wie das Schiller gemacht haben soll, und doch ist den Nachahmern dieser wirklichen oder vermeintlichen Gewohnheit eines Großen noch kein „Tell" und kein „Wallenstein" gelungen. Mit welcher Begeisterung erzählen sich die Kaffeehausliteraten von Männern wie Voltaire, die sich als leidenschaftliche Kaffeetrinker hervorgetan haben, und trinken Kaffee, Kaffee und nochmals Kaffee. Voltaire ist mit diesem Getränk gewiß nicht so verschwenderisch umgegangen, wie zahlreiche seiner Verehrer, die nach gleichem Ruhm streben und lange Nachmittage, endlose Nächte dem Coffeïn huldigen. Hätte das Voltaire in gleichem Grade getan, dann wäre für ihn ja keine Zeit geblieben, um die ungeheuer lange Reihe seiner Werke zu schreiben. Aber diese Schlußfolgerung wird häufig unterlassen. Anstatt den Platz am Schreibtisch oder am Klavier oder an der Staffelei aufzusuchen, spüren nicht wenige Leute Berauschungsmitteln nach. Wenn's der Kaffee nicht schafft, dann stellen sich die genialen Leistungen vielleicht nach anderen Getränken ein. Alfred de Musset war beispielsweise Absinthtrinker; also greift man zu grünen, roten, gelben und weißen Schnäpsen, mischt sie durcheinander, um das richtige Elixier des Genies zu entdecken. Mancher verbrannte sich an Aprikosenmahlzeiten, weil Friedrich der Große sie unter Kopfschütteln seiner Ärzte gern, oft und übermäßig heiß verspeiste. Andere versündigten sich in Wein wie Caesar, um das Regieren zu lernen. Musiker hielten es mit Schubert, Maler mit Rembrandt, Dichter mit Litaipe und Gottfried Keller und Fritz Reuter und Liliencron oder Hartleben, versuchten sich also Belebung ihrer geistigen Fähigkeiten durch Wein oder Bier oder schärfere Getränke zu sichern. Und doch blieb ihre Anerkennung als Genies aus, so gut, so reichlich, so gewissenhaft sie es auch ihren Vorbildern im Punkte der Berauschung nachtaten.

Jedoch man lebt ja in einer neuen Zeit! Vielleicht muß der neuzeitliche Kandidat der Genialität sich auch neuartigen, sensationellen Kulturgiften zuwenden. So kam der Morphin-, Haschisch- und Kokainhandel in Schwung. Man nahm Opium wie Wilde, berauschte sich an Äther wie Guy de Maupassant und versuchte es mit Kokain und Chloroform, Morphin und Heroin, Ganja und Dagga und anderen Rauschmitteln. Manche erreichten auch die Paralyse wie Nietzsche und Hölderlin und Heine. Aber ihre Namen meldet keine Literaturgeschichte und kein Museum und kein Konzertsaal. Wird nun das Wiener Gehirnsekret eine alle Rätsel lösende Antwort auf die Frage bringen: Wie werde ich Genie?

Man kann natürlich Genie werden, wenn man nach den Bemerkungen Lessings und Goethes und in unserer Zeit des alten Edison die „Transpiration vor der Inspiration", die Arbeit vor dem genialen Einfall einreicht, also jedenfalls mit härtester Arbeit zunächst einmal beginnt. Nicht jeder harte und auch nicht jeder talentierte geistige Arbeiter bringt's zum Genie. Dazu gehört noch etwas anderes. Das haben in diesem Falle die bösen Psychiater wohl zutreffend festgestellt. Sie erzählen uns, daß die unter dem Schlagwort „Giftsucher" zusammengefaßten Genies aller Zeiten und Völker ihre Leistungen nicht vollbrachten, weil, sondern obwohl sie Giftsucher waren, und daß die gesuchten und gefundenen Gifte auch für sie zu Zerstörern von Körper und Geist geworden sind. Unleugbar erhielten sie Antriebe durch Aufpeitschungen mit Alkohol, Morphin, Kaffe, Tee, Äther, Kokain und Chloraten aller Art; unleugbar lösten auch ihre zuweilen schweren Erkrankungen Nervenanreizungen aus. Und diese Reize förderten vorübergehend das Geniale bei ihnen, weil etwas zu fördern vorhanden war, eben eine überlegene Begabung oder ein beneidenswertes Talent. Begabung und Talent sind die Pferde und die Motoren, die einen Wagen ziehen können. Peitsche oder auch Hafer und Benzin allein bringen ihn keinen Schritt vorwärts. Vielleicht verschaffen die Wiener Forscher durch ihr Erzeugnis Minderwertigen die erwünschte Hilfe. Genies werden sie aber weder aus ihnen noch aus anderen herstellen.

Der richtige Freier.

Skizze von Gräfin Brockdorff.

Josef Lautenschläger ging, die Hände in den Hosentaschen, in dem großen Herrenzimmer auf und ab. Er war guter Laune. Das war heute ein Geschäft gewesen, das lohnte. Fünfzigtausend Mark auf einen Schlag verdient, das machte ihm in diesen schlechten Zeiten so bald keiner nach. Die erste Million war damit überschritten. Sein etwas massiges, energisches Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck. Mit festem Willen, Wagemut, zäher Ausdauer und etwas Glück hatte er sich in dreißig Jahren aus dem Nichts emporgearbeitet. Ja, er konnte zufrieden sein mit seinen Erfolgen, auch zufrieden mit seiner einzigen Tochter, die eben den Kaffee in die zierlichen Mokkatassen goß. Wie hübsch und elegant seine Maria Josefa aussah, wie klug und gebildet sie war. Nach dem frühen Tode seiner Frau war sie seine einzige Freude auf der Welt. Mit stolzem Lächeln trat er an den Tisch, als sie ihn zum Kaffee rief und setzte sich zu ihr.

„Wann willst du auf dem Ball sein, mein Liebling?" fragte er. — „Nicht vor zehn oder halb elf Uhr."

„Gut, ich werde dich begleiten und erst später in den Klub fahren. Aber da fällt mir eben ein, daß der Konsul Marendorg für seinen Sohn Arnold um deine Hand angehalten hat."

„Das ist der fünfte Antrag in drei Monaten", lachte Maria Josefa.

„Marendorgs sind eine erstklassige Familie."

„Hm, ja!" Maria Josefa sah sich in dem etwas übertrieben eleganten Zimmer um, dann antwortete sie spöttisch: „Du meinst, weil alles bei uns erstklassig ist, muß ich auch in eine erstklassige Familie heiraten?"

„Laß gut sein, Kind. Eine vornehme Familie mit guten Beziehungen bietet manche Vorzüge, aber natürlich hast du freie Wahl, Liebling."

„Das hoffe ich, Papa, denn meine Heirat ist doch schließlich meine ureigenste Angelegenheit. Ich kann übrigens das halbe Dutzend von Freiern vollmachen, und mit Nummer sechs bin ich einverstanden."

„Mit dem bist du einverstanden?" Lautenschläger machte ein überraschtes Gesicht. „Um wen handelt es sich denn?"

„Um Fritz Hausen."

„Den kenne ich nicht."

„Aber gewiß, Papa. Wir haben mit ihm bei Tanlers gegessen und trafen ihn kürzlich im Theater."

„Ja, jetzt erinnere ich mich. Ein schlanker, blonder, etwas selbstbewußter Mensch. Was ist er?"

„Ich weiß es nicht genau. Er verdient etwas, aber nicht genügend."

„Natürlich, noch solch ein Jüngling, der gut und bequem mit dem Gelde von Josef Lautenschläger leben möchte."

„Papa, du bist abscheulich. Als ob ich nur eine nebensächliche Beigabe zu deinem Gelde wäre." Maria Josefa stampfte heftig mit dem Fuße auf und warf ihrem Vater einen zornigen Blick zu.

„Nicht böse sein, Kleines, so war es nicht gemeint. Du bist mir nur ein zu kostbares Gut, um an einen Mitgiftjäger zu fallen, außerdem behielte ich dich gern noch bei mir."

„Fritz ist kein Mitgiftjäger!" brauste Maria auf. „Und verlassen will ich dich gar nicht, alter Herr. Ich habe schon mit Fritz gesprochen, daß wir bei dir leben könnten."

„Und da hat er natürlich eingewilligt. Merkwürdig, Marendorg hat mir den gleichen Vorschlag für seinen Sohn gemacht, und deine übrigen Freier würden wohl auch damit einverstanden sein. Kein so übler Gedanke. Eine hübsche, liebe Frau, ein elegantes Haus und die Million des alten Lautenschläger, der noch mehr dazu verdienen kann."

„Also Papa, darf Fritz Hausen bei dir vorsprechen?"

„Nein, mein Herz, so schnell geht das nicht. Ich kenne den jungen Mann nicht, ich muß erst Erkundigungen über ihn einziehen. Überlege es dir auch noch mal. In drei Monaten sprechen wir wieder über die Sache, vorher kein Wort mehr darüber. Verstanden?"

Maria Josefa schwieg. So sehr ihr Vater sie verwöhnte, in gewissen Dingen kannte er keinen Widerspruch.

Zwei Monate waren vergangen. Josef Lautenschläger hatte sich überall nach dem Erwählten seiner Tochter erkundigt, aber nirgends Genaues erfahren können; da kam ihm eines Tages von völlig unerwarteter Seite die gewünschte Auskunft. Konsul Marendorg besuchte ihn.

„Ich komme in einer etwas peinlichen Angelegenheit", sagte er feierlich, „aber es scheint mir Freundespflicht gegen Sie und Ihre Tochter, die mein Arnold immer noch unverändert liebt. Doch dies nur nebenbei. Kennen Sie einen gewissen Hausen?"

„Nein, oder besser gesagt, kaum."

„Das dachte ich mir. Dieser Mensch zeigt sich überall mit Ihrer Tochter zusammen, die ihn in jeder Weise ermutigt. Ich möchte damit nicht sagen, daß Ihre Tochter irgendwie die schicklichen Grenzen überschreitet, aber sie könnte sich, ohne es zu ahnen, in schlechten Ruf bringen. Und durch wen? Ich muß Sie über diesen Menschen aufklären. Er stammt aus einem Dorfe, wo seine Mutter Wäscherin ist. Den Vater kennt man nicht. Er brannte der Mutter durch, weil er nicht auf dem Felde arbeiten wollte. Zuerst hat er in einem Biergeschäft Flaschen gespült, dann wurde er Liftjunge in einem Hotel. Als er etwas zusammengespart hatte, ging er nach England, wo er zuerst Stiefelputzer, dann Statist war. Nachdem er die Sprache genügend gelernt hatte, gelang es ihm, in einem belgischen Hotel Portier zu werden. Den gleichen Posten bekleidete er später in Monte Carlo, wo er auch beim Spiel etwas gewann. Nach Deutschland zurückgekehrt pachtete er eine gewöhnliche Bierkneipe, die er unter anderem Namen führt, und macht mit Erfolg kleinere Bankgeschäfte. Seitdem ist er elegant, verkehrt in der besten Gesellschaft und macht Jagd auf eine reiche Erbin."

„Und woher wissen Sie das alles?" fragte Lautenschläger, der mit Interesse zugehört hatte.

„Ich hatte das Glück, einen Mann ausfindig zu machen, der diesen Abenteurer kannte. Ich kann Ihnen Belege bringen, Sie dürfen nicht länger zögern."

„Nein, wahrhaftig, ich werde nicht zögern. Dank für Ihre Auskunft, sie war das, was ich suchte. Ein unternehmender Bursche, er erinnert mich an meine eigene Vergangenheit, als ich wie ein Verzweifelter um mein Fortkommen kämpfte. Er ist der Sohn einer Wäscherin; nun gut, meine Mutter hatte einen Gemüsestand. Sie nennen ihn einen Abenteurer. Als ich versuchte, aus dem Elend herauszukommen, nannte man mich auch einen Abenteurer. Heute bin ich der große Mann, weil ich Erfolg hatte. Ich werde alt, ich will mich ausruhen. Würde Ihr Sohn mein Vermögen erhalten oder vergrößern können? Nein. Ich brauche einen fähigen Geschäftsmann, mit starken Fäusten, mit Weitblick und Unternehmungslust, keine bequeme und genußsüchtige Rentnerseele. Dieser Hausen soll meine Tochter haben. Sie liebt ihn, und er wird für mein Geschäft passen. Ich danke Ihnen, Herr Marendorg, Sie haben mir einen wirklichen Freundschaftsdienst geleistet."

Als Marendorg wütend das Zimmer verlassen hatte, klingelte Josef Lautenschläger und ließ seine Tochter rufen.

„Mein liebes Kind", sagte er zu der erstaunt Eintretenden, „ich habe befriedigende Auskünfte über Fritz Hausen erhalten. Er darf zu mir kommen. Ich glaube, du hast gut gewählt. Er ist der richtige Mann für uns beide."



Das „Schneekind" im hohen Norden.

Das „Schneekind" war Ende des vorigen Jahrhunderts vor allem in den Kreisen, die sich für die Polarforschung interessierten, eine gut bekannte Persönlichkeit. Heute ist es vielfach in Vergessenheit geraten. Den eigenartigen Namen hatte man dem Töchterchen des Polarreisenden Peary beigelegt, das im hohen Norden geboren wurde und somit eine Ausnahmestellung einnimmt. Bekanntlich führte Peary in den Jahren 1891/92 und 1893/94 Reisen in die Arktis durch, auf denen ihn seine Frau begleitete. Sie war die erste weiße Frau, die an einem derartigen Unternehmen teilnahm. Während die Expedition in Nordgrönland überwinterte, schenkte Frau Peary ihrem Manne ein Töchterchen, das allgemein das „Schneekind" genannt wurde. Unter dem gleichen Titel „Schneekind" veröffentlichte Frau Peary dann einige Jahre später auch ihre Polar-Erinnerungen. Heute ist das „Schneekind" eine würdige Ehefrau und glückliche Mutter, hat aber ihre Liebe zum hohen Norden noch nicht eingebüßt. Denn vor kurzem trat Frau Stafford, wie das ehemalige Fräulein Peary heute heißt, mit ihren beiden Söhnen an Bord des Dampfers „Morrissey" eine neue Fahrt in die Arktis an. Zweck der Reise ist die Einweihung einer Gedenktafel für Peary an der Melville-Bay.



Die gute Küche.



„Hatten Sie Krebssuppe oder Schildkrötensuppe?"
„Ich weiß nicht! — Jedenfalls schmeckte es nach Seife."
„Dann war es Krebssuppe — Schildkrötensuppe schmeckt mehr nach Bohnerwachs."

*

Der hilfsbereite Bruder.



„Hans — warum schreit denn dein Schwesterlein so?"
„Ach, wegen nichts! Ich zeige ihm nur, wie es seinen Apfel essen muß."

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.